**Bezugs-Preis**
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

**Redaction und Expedition:**
Johannisgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

**Filialen:**
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

# Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

**Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.**

**Anzeigen-Preis**
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

**Annahmeschluß für Anzeigen:**
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 104. **Sonntag** den 26. Februar 1899. **93. Jahrgang.**

## Aus der Woche.

Wüßte man es nicht längst, daß die Socialdemokratie die parlamentarische Thätigkeit nicht als einen Weg zu praktischer politischer Arbeit, sondern als ein Mittel zur agitatorischen Bearbeitung der Massen ansieht — „Genossin" Rosa Luxemburg hat diesen socialdemokratischen Grundsatz noch am letzten Mittwoch in der „Leipz. Volksztg." mahnend in Erinnerung gebracht —, so hätten die Reichstagsverhandlungen über das Dresdener Urtheil auch dem Unkundigsten hierüber die Augen geöffnet. Die Scenen, die namentlich in der Donnerstagssitzung des Reichstages sich abspielten, rufen die Stürme des französischen Convents ins Gedächtniß zurück. Wenn eine Reihe socialdemokratischer Abgeordneter dem sächsischen Bundesrathsbevollmächtigten Rüger, während er sprach, im eigentlichen Sinne des Wortes auf den Leib rückte, so hätte man zunächst auf eine unbewußte, dem Mangel an Erziehung entsprungene Belästigung schließen dürfen. Daß die Herren aber Schlimmeres im Schilde führten, daß sie den Generalstaatsanwalt Rüger mit der Absicht, ihn zu verwirren und einzuschüchtern, umdrängten, zeigten sie durch die unerhörte Behandlung, die sie dem Vicepräsidenten Schmidt zu Theil werden ließen, als er sie aufforderte, ihre Plätze einzunehmen. Man beachte wohl: ein Mitglied der freisinnigen Partei war es, der als Präsident jene Anordnung traf — ihm wird man Voreingenommenheit gegen die Socialdemokraten nicht nachsagen können. Hätte Herr Schmidt ein Eingreifen des Präsidiums nicht für unerläßlich gehalten, so würde er davon Abstand genommen haben. Und hätten die socialdemokratischen Abgeordneten ganz absichtslos neben dem Platze des Generalstaatsanwalts Rüger Posto gefaßt, so wären sie der Aufforderung des Vicepräsidenten ohne Weiteres nachgekommen. Sie thaten es nicht, widersprachen, brüllten, beschimpften den Vicepräsidenten und haben sich dadurch verrathen. Der Reichstag wird hoffentlich hieraus die Lehre ziehen, daß das Präsidium die Befugniß zu wirksamer Ahndung von Beschimpfungen haben muß, die ihm entgegengeschleudert werden, während es Maßnahmen für die Aufrechterhaltung des parlamentarischen Anstandes und der Redefreiheit der Regierungsvertreter trifft. Vom Präsidium wird man wohl erwarten dürfen, daß es von dieser Befugniß rücksichtslosen Gebrauch selbst seinen Wählern gegenüber machen werde.

Der Abg. Heine hat sich die größte Mühe gegeben, den Zusammenhang des Löbtauer Excesses mit der socialdemokratischen und der gewerkschaftlichen Aufhetzung in Abrede zu stellen; er hat eine derartige Behauptung zwar nicht direct als Lüge, aber doch als der Lüge sehr nahe kommend bezeichnet. Das war um so dreister, als von socialdemokratischer Seite selbst unanfechtbare Zeugnisse für das Gegentheil vorlagen. In der Nummer 6 des „Correspondenzblattes der Generalcommission der Gewerkschaften Deutschlands" erschien ein Artikel, unterzeichnet „Die Generalcommission der Gewerkschaften Deutschlands", in dem wörtlich gesagt wird: „Jeder Gewaltthat abgeneigt, können wir das Verhalten der Arbeiter nicht gut heißen, aber es ist zu berücksichtigen, daß die Motive, die sie leiteten, von dem Arbeiterstandpuncte aus betrachtet, alles Andere eher als schlecht und gemein waren. Sie wollten die schwer errungene Arbeitszeitregelung nicht durchbrochen wissen. Wer den Arbeitern das Recht zugesteht, gemeinsam die Arbeitsverhältnisse in einem Gewerbe zu regeln, der muß die Motive, welche die Verurtheilten bei der unglückseligen Handlung leiteten, als strafmildernd ins Gewicht fallend betrachten. . . . Die Abschreckungstheorie hat noch nie Erfolge gehabt, am allerwenigsten in den socialen Kämpfen der Gegenwart. Die Arbeiter lassen sich nicht schrecken, weil sie durchdrungen sind von dem Bewußtsein, ihre Rechte zu erkämpfen und zu vertheidigen. Die Opfer werden beklagt, die Wunden, die Einzelnen geschlagen sind, zu heilen versucht werden, aber seinen Platz im Kampfe ums Recht wird kein Arbeiter verlassen. Im Gegentheil, das Bewußtsein, vielleicht morgen ein Opfer der Classenherrschaft zu werden, wird die Arbeiter so eng aneinander ketten, daß sie die Grundvesten der auf der Gewalt des Besitzes aufgebauten gegenwärtigen Gesellschaft erschüttern werden."

Hiernach steht fest, daß die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands in officiellster Form die Motive der in Dresden Verurtheilten, eben weil jene Motive gewerkschaftlicher Natur waren, sich vollkommen zu eigen gemacht hat. In demselben Sinne hat sich der Abg. „Genosse" Dr. Gradnauer in der Donnerstagssitzung des Reichstages ausgesprochen. Dem „Vorwärts" zufolge sagte er: „Soweit gewerkschaftliche Angelegenheiten mitsprechen, bilden sie gerade den allererheblichsten Milderungsgrund. Wenn die Arbeiter darauf bedacht waren, die Ueberarbeit zu bekämpfen, so war das eine edle Aufgabe. Wenn trotz der vorstehenden, von der Linken mit „Sehr richtig" begrüßten Worten „Genosse" Dr. Gradnauer unmittelbar vorher behauptete: „Uebrigens handelte es sich hier gar nicht um eine Gewerkschaftsangelegenheit, denn die Arbeiter sind ja gar nicht wegen Vergehens gegen § 153 der Gewerbe-Ordnung verurtheilt worden" — so ist eine solche Behauptung nichts weiter als eine Finte; sonst wäre von „Gewerkschaftsangelegenheiten" nur in Bezug auf die Bedrohung, Beleidigung, Berufserklärung und Mißhandlung Arbeitswilliger zu reden, und jede Gewerkschaftsaction gegenüber einem Arbeitgeber wäre keine Gewerkschaftsangelegenheit! Im Gegensatze zu derartigen Winkelzügen hat das „wissenschaftliche" Organ der Socialdemokratie, die „Neue Zeit", in einem Berliner Briefe den Zusammenhang der Ausschreitungen selbst mit der „Arbeitersache", d. h. mit der socialdemokratischen Agitation, unumwunden eingeräumt. Die „Neue Zeit" schrieb wörtlich: „Sich auf den Standpunct stellend: nein, das ist nicht wahr, die Ausschreitungen der verurtheilten Arbeiter hatten nichts mit der Arbeitersache zu thun, heißt jene verhängnißvolle Taktik befolgen, die Lassalle schon mit derben Worten als das Gegentheil einer erfolgreichen revolutionären Politik gegeißelt hat. Man täuscht dadurch nicht die Feinde, aber wohl die Freunde. Die herrschenden Classen werden, und wenn man ihnen mit Engelszungen das Gegentheil versichern würde, immer dabei bleiben, daß Ausschreitungen, wie sie in dem Dresdener Proceß abgeurtheilt worden sind, die Früchte der Arbeiterbewegung seien. Wohl aber wird die Auffassung der Freunde der Arbeiter selbst irre geleitet, wenn man bis zum Ueberdruß wiederholt, es habe sich nur um eine gewöhnliche Rauferei gehandelt, die dann freilich ein sehr schlechtes Licht auf die Rohheit der verurtheilten Arbeiter werfen würde. Nein, man verurtheile die Rohheit, die sich wirklich gezeigt hat, so scharf, wie man will . . . aber man vergesse darüber nicht, daß die verurtheilten Arbeiter so furchtbar büßen müssen, nicht wegen ihrer persönlichen Fehltritte, die sonst verhältnißmäßig leicht bestraft worden wären, sondern weil die letzte Ursache dieser Fehltritte ihr durchaus berechtigtes Classenbewußtsein war."

Die socialdemokratische „Neue Zeit" ist also, um die gewählte Ausdrucksweise des „Genossen" Heine zu gebrauchen, der Lüge ebenso nahe gekommen, wie Generalstaatsanwalt Rüger.

Das „Berliner Tageblatt" hat Briefe des Grafen von Caprivi veröffentlicht, die an einen seiner Redacteure in den Jahren 1895—98 gerichtet waren. Das genannte Blatt irrt in der Annahme, mit seiner Veröffentlichung dem Andenken des Grafen von Caprivi einen Dienst geleistet zu haben. Nicht einmal die Verehrer des zweiten Reichskanzlers dürften der Meinung sein, daß die in den Briefen niedergelegten Aeußerungen „die Verehrung für seine achtunggebietende Persönlichkeit nur noch zu steigern vermögen". Der Historiker aber wird die Publication auch dann willkommen heißen, wenn er der Meinung ist, sie hätte noch nicht zu erscheinen brauchen. Denn ohne Zweifel sind die Briefe für den Grafen von Caprivi im höchsten Grade charakteristisch, ja, man kann sagen, der Brief vom 25. Februar 1895 enthält den Schlüssel für seine innere Politik. Das Gegentheil von dem ihun, was Fürst Bismarck in der inneren Politik gethan —, diese Maxime ergab sich für den Grafen von Caprivi aus der schon vor dem Eintritt ins Kanzleramt gewonnenen „Erkenntniß", daß Fürst Bismarck, „wie ja schon oft ausgesprochen ist," den sittlichen Standort der Nation gefährde! Von wem derlei ausgesprochen wurde, das kümmerte den Grafen von Caprivi nicht: die Polen, Welfen, Socialdemokraten und Demokraten „versöhnend", wollte er die Nation „ihre alten Tugenden" wiederfinden lassen. Welch eine Selbsttäuschung, welch eine Verblendung! Derselbe Mann, der die wichtigsten Ueberzeugungen, wie er selbst sagt, „erst als Reichskanzler mühsam erwarb", der achtete die Menschenkenntniß eines Wilhelm I. für nichts, sah in dessen treuem deutschen Diener einen Menschen, der den sittlichen Standort der Nation gefährde. Das Schicksal hat dem Grafen von Caprivi die Buße für diesen schweren Irrthum nicht erspart: er hat die Umkehr zu Bismarckscher Politik von Etappe zu Etappe miterlebt. Ein Irrthum Caprivi's ist es auch, wenn er meint, die deutsche Nation habe sich dadurch erniedrigt, daß sie einen Mann, den sie viele Jahre als Kanzler „ertragen", als so „werthlos" hinstelle. Graf von Caprivi selbst hat am 17. April 1890 im Abgeordnetenhause, wo er sich durch eine Ansprache einführte, aus seinem Gefühle des persönlichen Deficits kein Hehl gemacht und hinzugefügt, daß Kaiser Wilhelm II. geeignet sei, die vom Fürsten Bismarck gelassene Lücke „zu schließen und in den Riß zu treten". Indessen, wir versagen dem Grafen von Caprivi die Bitterkeit nicht, die durch die ihm widerfahrene Geringschätzung in ihm genährt wurde. Daß es aber ein Angestellter des „Berliner Tageblattes" ist, dem er sein Herz ausschüttete, dafür würde uns das Verständniß fehlen, wenn es für ihn nicht so bezeichnend wäre.

Der Gedanke, dem großen Vorgänger des Grafen durch die Errichtung eines Bismarck-Hauses ein Denkmal deutscher Treue zu errichten, hat auch in Berlin Anklang gefunden — unter der Voraussetzung natürlich, daß dieses Denkmal in Berlin seinen Platz finde. In einer an die „Nat.-Ztg." gerichteten Zuschrift wird diese Forderung folgendermaßen begründet:

„Hier, wo Bismarck mehr als ein Menschenleben hindurch sein großartiges Wirken entfaltete, wo das nur durch die Einigung Deutschlands ermöglichte, fast beispiellose Aufblühen der Stadt, die Denkmäler, die öffentlichen Bauten, ja schon die Straßennamen immer an sein Werk gemahnen werden, hier ist die Stätte, wo auch das Bismarck-Haus seinen Platz finden muß. Ein Monumentalbau, nicht zu groß, in einfachen und, bei dem Wesen des Titanen, doch grandiosen Formen, soll das Bismarck-Haus werden, in welchem Alles, was der große Führer und Einiger der Nation selbst gedacht, gesprochen und gethan, was Wissenschaft, Kunst, Publicistik über ihn und sein Werk geschaffen und geschrieben, Gemälde, Statuen, Bücher, Archivpublicationen, Zeitungen, Humoristica, zusammengetragen werden soll zu einem großen Ehrendenkmal für den Gefeierten. Auch das jetzt in dem abgelegenen Schönhausen fast versteckte Bismarck-Museum würde die Pietät des Sohnes und Erben zweifellos gern dem Bismarck-Haus zur Verfügung stellen."

Wer bürgt denn dem Herrn Einsender dafür, daß in Berlin die Errichtung eines derartigen, große historische Wahrheiten kündenden Denkmals für den „Märzgefallenen" von 1890 ebenso bewilligt wird, wie die Errichtung einer stummen Statue von Erz, oder daß sich die Bewilligung nicht wenigstens ebenso verzögert, wie die Bestätigung des „Oberbürgermeister" Kirschner? Wer bürgt im besten Falle dafür, daß ein Bismarck-Haus in der Reichshauptstadt wirklich ein „Monumentalbau, nicht zu groß, in einfachen und, bei dem Wesen des Titanen, doch grandiosen Formen" werden darf und nicht vielmehr ein Bau im modernen Empirestil werden muß? Wer bürgt dafür, daß seine Schätze durch die Wissenschaft stets ungestört gehoben werden können, und wer mag bei solcher Unsicherheit den Besitzern werthvoller Bismarck-Reliquien ansinnen, sie nach Berlin zu liefern? Wer endlich wird sich dem naiven Glauben hingeben, daß Geldspenden zur Verwirklichung des Planes, namentlich aus Süddeutschland, in genügender Zahl und Höhe eingehen würden, wenn das Bismarck-Haus wirklich seinen Platz in Berlin haben müßte? U. A. w. g.

## Deutsches Reich.

§§ **Berlin**, 25. Februar. Der Entwurf eines Gesetzes, betr. die Patentanwälte, welcher dem Bundesrath zur Berathung vorliegt, bestimmt Folgendes: Wer, ohne Rechtsanwalt zu sein, vor dem kaiserl. Patentamt in Angelegenheiten, welche zum Geschäftskreise des Patentamts gehören, andere Personen für eigene Rechnung gewerbsmäßig vertreten will, hat bei dem Patentamt seine Eintragung in die Liste der Patentanwälte nachzusuchen. Dem Gesuche ist eine Darlegung des Lebens- und Bildungsganges mit den darüber lautenden Nachweisungen beizufügen. Die Eintragung darf nur Personen gewährt werden, welche das 25. Lebensjahr vollendet haben und im Inlande wohnen. Die Eintragung in die Liste ist zu versagen, wenn der Antragsteller in Folge gerichtlicher Anordnung in der Verfügung über sein Vermögen beschränkt ist, oder wenn er sich eines Verhaltens schuldig gemacht hat, oder eine Beschäftigung betreibt, welche mit dem Beruf eines Patentanwalts nicht vereinbar ist. Der Patent-

## Feuilleton.

### Kiautschauer Allerlei.

II.

Der Landweg nach dem so berühmt gewordenen Kiautschau selber erfordert bei den aller Beschreibung spottenden miserablen Wegen zu Pferd mindestens anderthalb Tage, weshalb v. Hesse-Wartegg den Seeweg über die Bucht vorzog. Dabei kam er aber erst recht schlecht weg, denn alle hundert Schritte weit blieb die Dschunke im Schlamm stecken, ein Beweis, daß erst noch viel gethan werden muß, ehe Kiautschau auf den Namen Welt-Hafenplatz vollen Anspruch erheben darf. Kiautschau galt bis in die Mitte dieses Jahrhunderts als Großstadt, wurde aber in dem schrecklichen Taipingkrieg verwüstet und verlor auch in Folge der Versandung des Hafens seinen Handel; es wird sich kaum wieder zu seiner früheren Blüthe emporheben. Immerhin sind die Reste der einstigen Großstadt noch recht beachtenswerth, es hat zahlreiche ansehnliche Gebäude, viele Kaufläden und reinliche Straßen, die mehrfach von schönen Steinbogen überspannt werden.

Das Mandarinhotel ist in jeder Stadt Chinas das größte und reinlichste, bestimmt, nur Gäste von hohem Range aufzunehmen. So diente es denn auch den deutschen Officieren als Wohnung. Man darf aber nicht glauben, daß sich dieser Tsainsan mit irgend einem europäischen Hotel auch nur des bescheidensten Ranges vergleichen ließe, obschon der gute Mandarin Lo es für den Empfang v. Hesse-Wartegg's, der über hohe Empfehlungen des Pekinger Ministeriums verfügte, auch noch festlich ausgeschmückt hatte. Ein ebenerdiges Gebäude, mehr einem Stalle als einer Wohnung ähnlich, wurde ihm und seiner Begleitung angewiesen. Einige Stufen führten in einen Raum mit Lehmwänden und Lehmboden, in welchem sich als einzige Möbel ein wackliger Tisch und zwei Stühle befanden. Zwei Fenster, mit zerrissenem Papier überklebt, ließen spärliches Licht ein. Die hölzerne Thür hatte weder Schloß noch Klinke und war nur von innen durch einen schweren Holzriegel zu verschließen. Zu beiden Seiten des Saales befanden sich Schlafzimmer, d. h. finstere feuchte Löcher mit je zwei Holzpritschen, auf welchen Strohmatten lagen. Das war Alles. Nicht viel, aber doch noch mehr, als man in vielen anderen Städten Chinas findet, denn die Räume waren wenigstens reingefegt und zeigten nicht fingerdicken Staub, Schmutz und anderen Unrath. Wer gewöhnt ist an die Art des Reisens im Reich der Mitte, bringt sich gleich Kerzen, Waschzeug, Feldbett, Nahrungsmittel, Kochgeschirr und bei kalter Jahreszeit einen kleinen Ofen mit, wenn er sich irgend behaglich fühlen will.

Am anderen Morgen machte v. Hesse-Wartegg seinen Besuch bei dem Mandarin. Unter großem Ceremoniell führt Lo den Empfangssaal und wies dem Besucher einen Platz zu seiner Linken an, das ist der Ehrenplatz, setzte ihm mit beiden Händen selbst den Thee vor und ließ sich nieder. Lo ist ein älterer Herr von gutmüthigem Aussehen, den der Mandarinshut mit blauem Knopfe und das lange dunkelblaue Mandarinskleid mit buntgestickten Brustschild vortrefflich kleidet. Er war voll des Lobes über die deutschen Officiere, deren Namen er sogar, allerdings in chinesischer Aussprache, nannte. Er hoffte auf ein friedliches und freundschaftliches Zusammenwirken mit dem neuen Nachbar und war hocherfreut, zu hören, daß die sieben ihm zwei Tage vorher entsprungenen Verbrecher schon von den Deutschen eingefangen seien. Lo ist voll Enthusiasmus für die kommende Eisenbahn, von der er sich viel für die weit über 50 000 Einwohner zählende Stadt verspricht. Eine halbe Stunde darnach erwiderte Lo den Besuch mit allem Mandarinspomp. Er ist ein sehr redseliger Herr und wäre gewiß über eine Stunde in v. Hesse-Wartegg's „Wohnstall" sitzen geblieben, hätte dieser nicht seine Theetasse an die Lippen geführt, was als Zeichen dafür gilt, daß man einem Besuch ein Ende machen will. Wer Herrn Lo in effigie sehen will, findet ihn in dem schon Eingangs gewürdigten neuesten Werke unseres Gewährsmanns: „Schantung und Deutsch-China im Jahre 1898" mitten unter seinen Beamten in vortrefflicher Abbildung.

Als v. Hesse-Wartegg am anderen Morgen durch das nördliche Stadtthor weiter zog, gewahrte er in demselben, nahe der Decke, drei hölzerne Käfige, in welchen sich ebenso viele Paare einst weißer Mandarinsstiefel befanden. Sie rührten von guten, beliebten Mandarinen her, welche die Bewohner dadurch ehren wollten, daß sie sich in großer Procession zu ihnen begaben und ihnen die Stiefel von den Füßen zogen, um die hohen Beamten symbolisch zu hindern, daß sie je die Stadt verließen. Wahrscheinlich ist zu diesen drei Käfigen bald ein vierter gekommen, welcher die Stiefel Lo's enthält, denn Lo ist wirklich ein guter Mandarin.

In den Dörfern des deutsch-chinesischen Gebietes zeigte sich größere Reinlichkeit und auch meist größerer Wohlstand, als in denen mancher Gebiete Altdeutschlands. Die Häuser sind fast durchweg aus Stein gebaut, mit Strohdächern und kleinen ummauerten Vorhöfen, in denen man nicht selten Obstbäume, hohe Bambusstauden, ja große Camelienbäume gewahrt, deren rothe Blüthen aus dem dunkelgrünen Laub hervorleuchten. An den Enden der Hauptstraße erheben sich gewöhnlich schmucke kleine Tempelchen mit ein paar Götzen, in der Straße selbst zuweilen gemauerte offene Altäre mit kleinen Buddhafigürchen. Die Feldfrüchte werden in steinernen Mahlmühlen zerkleinert, die gewöhnlich von Frauen bedient werden, welche das Getreide auf den unteren Stein schütten, den Esel antreiben, Säcke herbeitragen ꝛc., trotz ihrer winzigen verkrüppelten Füße, die selbst bei den niedrigsten Fabrikarbeiterinnen in ganz niedlichen gestickten Schuhen stecken. Kommen Fremde in ein Dorf, was sich bisher wohl noch sehr selten ereignet hat, so läuft gewöhnlich die ganze Bevölkerung zusammen, um sie anzustaunen, mitunter auch freundlich zu begrüßen; die Frauen aber laufen davon und kehren den Fremden den Rücken zu, ebenso die kleinen Kinder und die zahlreichen Hunde.

In den Städten ist man dreister. In Weihsien, das jenseits der neutralen deutschen Zone liegt, konnte v. Hesse-Wartegg sich der Zudringlichkeit der Einwohner kaum erwehren. Während er am Brückengeländer stand und das Stadtbild aufmerksam in sich aufnahm, bemerkte er gar nicht, daß er selben allmählich zum Gegenstand der Neugier aller Passanten wurde. Als er sich umsah, stand ein dichter Volkshaufen vor ihm, zögernd, stumm, mit weitgeöffneten Augen und Mäulern. Schritt er rasch durch die Straßen, ohne sich umzusehen, so wurde er weniger beachtet, blieb er nur einen Augenblick stehen, so saßen ihm die Neugierigen schon auf den Fersen, und wiederholte er das mehrere Male, so wurde die Straße überhaupt nicht mehr passirbar. Zeigte er die geringste lächelnde Miene, so brachen alle in lautes Gelächter aus, schienen höchst amüsirt und wurden zutraulich. Zog er die Stirn zusammen, und hob dabei etwa plötzlich die Hand oder machte eine rasche Vorwärtsbewegung, so stob Alles entsetzt auseinander, wie vor einem entsprungenen Raubthier. Um sich Platz zu schaffen, schwenkte er seinen aufgespannten Schirm mit Stahlrippen, diese drückten sich in das Oelpapier der bunten Schirme der Umstehenden ein und krachs, krachs, gab es überall Löcher, und alle Schirmträger suchten unter dem Riesengelächter der übrigen Menge das Weite.

Die Neugierde der Chinesen ist überhaupt unbezähmbar, hierin sind sie die reinen Kinder. Ein Beispiel: Dr. Crawford, ein Baptistenmissionar, ist mit seiner Gattin bereits seit 44 Jahren in China thätig und hat fast ebensoviele Jahre chinesische Kleidung und den chinesischen Zopf getragen. In der ersten Zeit seiner Thätigkeit hielt er dies unter seiner Würde. Ja, die europäische Kleidung schien ihm auf seinen ersten Missionswanderungen entschieden von Vortheil, denn kaum wurde die Einwohnerschaft der verschiedenen Orte, in denen er predigen wollte, seiner ansichtig, so strömte sie auch schon um ihn zusammen, und er brauchte sich seine Zuhörer nicht erst herbeizutrommeln. Alle waren begierig, zu erfahren, was der Mann mit dem hohen Filzhute, den engen Beinkleidern und Lederstiefeln — die Chinesen tragen Filzschuhe — ihnen zu sagen hatte, noch begieriger aber waren sie, seine seltsamen Kleidungsstücke zu befühlen und zu untersuchen. Mitten in den Predigten wurde er von den Neugierigen unterbrochen, die direct auf ihn zukamen, um ihn zu fragen, aus was für Stoffen seine Kleider gemacht seien, oder in welcher Weise man die Lederstiefel an- und auszieht. Der Gott, von dem er predigte, interessirte die Leute viel weniger als die Fragen, wie er denn ihre Sprache gelernt, woher er käme u. s. w. Sie liefen nicht nach, Jeder wollte etwas erfahren und Dr. Crawford kam niemals zu einer zusammenhängenden Predigt. Da kam er auf den Gedanken, jedes Mal alle die zu erwartenden Fragen im Voraus zu beantworten, indem er seine Predigt etwa folgendermaßen einleitete: „Meine Brüder, ich stamme aus Amerika, meine Hosen sind aus Wollstoff, den Ihr in Shanghai zu 2 Tiau die Elle beziehen könnt, meine Stiefel sind aus Kalbleder und werden gerade so über die Füße gezogen, wie Eure Strümpfe. Eure Sprache habe ich in Peking gelernt und ich komme, um Euch von dem einzigen, wahren Gott zu erzählen u. s. w." Das befriedigte die meisten der Zuhörer. Geduldig hörten sie seine Rede zu Ende, aber statt daß sie dann über dieselbe nachgedacht hätten, begannen sie das Fragen von Neuem. Da sah unser Missionar ein, daß es das Einfachste sei, sich ganz so zu kleiden wie die Chinesen und wie die katholischen Missionare es thun. Seitdem hatte er Ruhe und konnte ohne Unterbrechung und mit Erfolg predigen.

Ueber die geplanten Eisenbahnen denken nicht Alle so, wie der aufgeklärte Kiautschauer Mandarin, Lo, Manche bezweifeln die Rentabilität und der Eine und der Andere meint, die Bahnen könnten für das Land nicht segensreich sein, weil durch sie vielen Tausenden von Schubkarrenfahrern ihr Erwerb entzogen würde. „Der größte Theil der Provinz", sagte ein Schantunger Mandarin, „wird jetzt auf Schubkarren vermittelt. Passagiere und Frachten werden auf solchen von Karrenziehern befördert; jeder Karrenzieher legt mit seinem Karren täglich etwa 50 km zurück und erhält einen Tagelohn von durchschnittlich einem Tiao (90 Pfennige). Wir haben vielleicht eine Million Karrenzieher in der Provinz. Wenn die Eisenbahnen kommen, was soll aus den Leuten werden?" Gang so, wie einst auch bei uns in Deutschland! Bald aber wird das Volk einsehen, daß die Eisenbahn ihm nicht nur den Verdienst nicht nimmt, sondern ihm sogar Verkehr bringt, den sie von den einzelnen Stationen ins Innere und umgekehrt von diesem nach den Stationen doch zu bewältigen haben werden. Der Chinese ist Geschäftsmann durch und durch. Er wird den Vortheil bald wahrnehmen, den er von den deutschen „rothhaarigen Barbaren" hat.

Jetzt herrscht noch Mangel an Häfen und Verkehrsmitteln in Schantung. In den Bazaren der verschlebenen Städte, auf dem Markte u. s. w. findet man keine europäischen Waaren. Mit Ausnahme englischer Baumwollstoffe sieht man nur kleine amerikanische Gebrauchsartikel, Petroleum, schlechte japanische Streichhölzer und noch viel schlechtere japanische Cigaretten. In der Nähe von Tschifu und Tsingtau werden in den Dörfern und auf den Wochenmärkten in den Städten leere Bier- und Weinflaschen, alte Petroleumkannen und leere Zinnbüchsen feilgeboten, aus Japan billige Gewebe, Handtücher und Stoffe. Schantung bietet also ein geradezu jungfräuliches Feld für die Einfuhr deutscher Waaren, eine günstige Aussicht für unseren deutschen Handel!

—r.